

wohl stirbt ihr Führer Christian Siegfried von Krosigk den Heldentod — „Kinder ich kann nicht mehr, ihr müßt das übrige tun!“ — es hilft nichts. Die Kavallerie muß zurück und die Infanterie muß mit.

Der linke Flügel der preussischen Stellung ist zertrümmert.

Der König selbst setzt sich aufs äußerste aus. Er sprengt, als er die Brigade Krosigk weichen sieht, zu Pennavaires Reitergeschwadern.

„Aber meine Herren Generals wollen Sie denn nicht attackieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unsere Infanterie einhaut? In drei Teufels Namen, so attackieren Sie doch! Allons, ganze Kavallerie, Marsch, Marsch!“

Mit dem König an der Spitze rast die Reiterschar vorwärts, aber von der Batterie von Brzistwyz, die Moritz vergeblich zu stürmen suchte, kommen Kanonenkugeln herüber, die Reiter prallen zurück.

Da rafft der König um die Fahne des Regiments Anhalt ein paar Dutzend Leute zusammen. Mit klingendem Spiel rückt er an der Spitze von vierzig Mann gegen die Batterie, aber bald sind nur noch seine Adjutanten bei ihm, deren einer, Major Grant, ihm zuruft:

„Sire, wollen Sie die Batterie dort allein erobern?“

Der König hält schweigend sein Pferd an, sieht sich um, betrachtet ruhig durch sein Fernglas während einiger Minuten die feindliche Stellung und reitet dann langsam dem rechten Flügel zu, um dem Herzog von Bevern die Rückzugsbefehle zu erteilen. Sodann reitet



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf Leopold von Daun.

Nach einem Gemälde von Wolinski gestochen von Gabriel Bodenehr.



er mit einem kleinen Trupp vom Schlachtfeld, schweigend und sinnend.

„Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß?“ sagte er bei diesem nächtlichen Ritt zu dem jungen Grafen Friedrich von Anhalt, „ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde.“

Als der Herzog von Bevern vom König die Rückzugsbefehle entgegengenommen hatte und zu seinen Truppen zurückkehrte, mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß auch diese, seine letzten Bataillone, bereits in einen heftigen Kampf verwickelt waren.

Generalmajor von Manstein, der hitzige Mann, hatte nach der Niederlage des linken preussischen Flügels das Dorf Chozenitz und das dahinterliegende, bereits gewonnene Terrain unter schweren Verlusten aufgeben müssen, — von dreitausend Mann, die er gegen die Höhen geführt hatte, brachte er nur zwölfhundert zurück. Er selbst war schwer verwundet.

Die Kroaten hatten sich des Dorfes wieder bemächtigt, und alsbald gingen auch die österreichischen Grenadiere, unterstützt von zweiundfünfzig Schwadronen des Grafen Stampach gegen den rechten preussischen Flügel vor, um ihn zu umfassen. Zwar wurden die paar hundert Preußen, die im Dorfe Brzezan lagen, nach tapferer Gegenwehr auf die Linie zurückgeworfen, aber jeder weitere Angriff brach sich an der unwiderstehlichen Tapferkeit der wenigen preussischen Bataillone.

Das erste Bataillon Garde tat Wunder, 24 Offiziere und 475 Mann blieben auf der Wahlstatt.



„So wie Pyrrhus, der zum erstenmal Roms Legionen besiegte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die mit dem Gesichte gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten preussischen Leibtrabanten, von denen nur 250 diesen Tag überlebten“, sagt der pathetische Urchenholz in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Pathetisch oder nicht, — es ist nicht zu leugnen, daß dieser Sieg, der erste Sieg über Preußen, seitdem Friedrich das Szepter ergriff, für die österreichischen Feldherren tatsächlich den Beigeschmack eines Pyrrhus-Sieges hatte. Der französische General Champeaux berichtete ausdrücklich, daß die Stellung der Oesterreicher aufs äußerste erschüttert war, selbst der linke Flügel, den Daun am Abend noch gegen den rechten preussischen einsetzte, soll nach den Berichten dieses Generals durch die fruchtlosen, blutig abgeschlagenen Angriffe in starker Auflösung gewesen sein. Ja, nach seiner Überlieferung sahen die Oesterreicher erst beim Anbruch des nächsten Morgens, daß sie das Schlachtfeld behauptet hatten.

Jedenfalls hielten sich die preussischen Husaren unter Werner und Seydlitz noch bis spät in der Nacht ganz in der Nähe des österreichischen Heeres auf dem linken preussischen Flügel auf und sammelten die Versprengten von Krzeczhorz. Sie wollten gar nicht daran glauben, daß die Schlacht verloren sei. Sie stießen am nächsten Tage ganz vergnügt zum König, der ihren Verlust schon schmerzlich beklagt hatte.

An eine Verfolgung dachte Daun überhaupt nicht.

am nächsten Morgen früh 2 Uhr auf dem Ziskaberg bei dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig eintraf mit dem Befehl, die Belagerung aufzuheben. Beide begaben sich stehenden Schritts zum Prinzen Heinrich von Preußen und ließen ihn wecken. Mit dem Schreckensruf: „Ihr Götter“ fuhr der Prinz vom Lager auf, zeigte aber sofort die ihm so eigene Kaltblütigkeit und Fassung. Er warf sich aufs Pferd, ritt zum General von Winterfeldt und besprach sich mit ihm.

Viel weniger Haltung zeigte der Thronfolger, Prinz August Wilhelm von Preußen, der in laute Klagen über seinen königlichen Bruder ausbrach und den Zusammenbruch der Monarchie, deren Lenker er einst sein sollte, vorauszusehen glaubte.

„Ich befand mich gerade,“ erzählt General von Rehov in seinen Erinnerungen, „im Hauptquartier des Feldmarschalls Keith, als die erste Nachricht von der verlorenen Schlacht und ihren Umständen daselbst einlief. Ich war Zeuge von der außerordentlichen Bestürzung der sämtlichen, dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Mut und auf die Disziplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Eine Stille von einigen Minuten war das sichere Kennzeichen der äußersten Niedergeschlagenheit; nur der sonst so sanftmütige Prinz von Preußen brach jetzt in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus.“

Am Nachmittag ritt der König selbst ins Lager, hinter sich nur einen Pagen. Seine Haltung war aufrecht und



königlich, sein sonst so strahlendes Auge aber umflort. Er war auch körperlich schwer ermüdet, denn er saß seit sechsunddreißig Stunden im Sattel. In seinem Quartier im Pfarrhaus zu Michle ließ er sich auf einen Strohsack sinken und sah dort seine Brüder. Wiederholt umarmte und küßte er den Prinzen Heinrich und klagte, daß er zum Sterben müde sei. Seine große, tief verwundete Königsseele suchte bei dem Bruder Verstehen und Trost. Und dieser Prinz Heinrich hat es trotzdem fertig gebracht, an seine Schwester Amalie nach Berlin das hämische Billett zu richten:

„Phaeton ist gestürzt, und wir wissen nicht, was aus uns werden wird. Der 18. wird für Brandenburg auf ewig unheilvoll sein. Phaeton hat für seine Person Sorge getragen und sich zurückgezogen, bevor der Verlust der Schlacht völlig entschieden war.“

Das Billett fiel in die Hände eines österreichischen Streifkorps und kam so in die Öffentlichkeit. Der kalte, schadenfrohe Zug dieses unbrüderlichen Herzens muß auf jeden warmblütigen und richtig empfindenden Menschen abstoßend wirken, denn nicht nur hier, sondern die ganzen Jahre hindurch, während derer Friedrich atemlos um seines Staates und seine Existenz ringen mußte, hat der Prinz eine absprechende, mißgünstige Haltung gegenüber dem König bewahrt. Aber die Kriegsführung herrschte zwischen beiden eine zu große Kluft der Anschauung, als daß sie hätten zu einer Verständigung gelangen können.

Der König war der Mann des Angriffs, der die Ver-

nichtung des Feindes anstrebenden Entscheidungsschlacht, des mutigen, nimmer müden Wagens, Prinz Heinrich und sein Anhang dagegen glaubten in der Ermattungsstrategie ihr Heil suchen zu müssen. Wohin allerdings Preußen gekommen wäre ohne den großen Wagemut seines Königs, ist doch nicht zweifelhaft. Ein herzliches Verhältnis, wie es doch unter Brüdern sein sollte, hat zwischen dem König und dem Prinzen niemals geherrscht. Der König, dem Zug seines warmen, leicht aufloernden Herzens folgend, hat oft genug versucht, dem Prinzen nahe zu kommen, hat seine Verdienste und nicht unbedeutenden militärischen Fähigkeiten stets rückhaltlos anerkannt, aber beim Prinzen niemals eine offene Tür gefunden.

Ermutigt durch das kritische und absprechende Verhalten Heinrichs gegen den König und seine Entschlüsse, bildete sich allmählich ein Kreis übelwollender Kritiker um ihn, bestehend aus seinen Adjutanten und anderen Offizieren, die alle in dieselbe Kerbe einhieben. Daraus ist schließlich in späteren Jahren eine Literatur entstanden, — denn diese Herren führten Tagebücher, machten Notizen, schrieben ellenlange Briefe, — die von der Geschichtsschreibung nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, obwohl sie eine Zeitlang als trübe Quelle durch manches fleißige Buch geflossen ist.

Friedrich wußte wohl Bescheid, denn er kannte seine Leute gut, aber das hochgestimmte Majestätsbewußtsein in ihm sah über all das Kleine, was sich ihm in den Weg stellte und an ihm zerzte, mit stolzem Blick hinweg.



Die Leute, die dem König nahestanden und sein großes Wagen mit ihm teilten, haben nicht allzuviel Schreiberarbeit nebenbei verrichtet. Im Besitze der Familie von Winterfeldt sind, als es einmal galt, eine Lanze gegen seine Verleumder einzulegen, ganze zwei Briefe vorgefunden worden!

„Ich verlange die fama niemals zum Trompeter meiner Aktionen, sondern nur allzeit meinen eigenen Busen zum Richter zu haben,“ ist ein stolzes Wort dieses edlen Mannes, dessen Bedeutung erst die neuere Geschichtschreibung aus dem Wust eines Jahrhunderts hervorgescharrt hat.

Bezeichnend für die Enge des prinzlichen Charakters ist es, daß Prinz Heinrich noch in späteren Jahren in seinem Park zu Rheinsberg eine Pyramide errichtete, mit 24 Medaillonporträts preussischer Generale und Offiziere, sozusagen ein „Denkmal der Verkannten“, Winterfeldt fehlte natürlich darunter.

Aber der König hat unter diesem unbrüderlichen Verhältnis sehr gelitten. Er war die weit feiner besaitete Natur. Später hat er einst seinen Bruder „den einzigen General genannt, der im ganzen Feldzuge keinen Fehler gemacht habe,“ ein echt friederizianisches Wort, in dem die Ironie glitzert und funkelt.

Es ist etwas wunderbares um die Elastizität des Willens, der in diesem größten der Hohenzollern wohnte. Am Abend des 19. Juni registriert der Graf Händel von Donnersmarck fleißig „einen von Schmerz und Kummer gebeugten König, den man kaum wiedererkennt,“ und

wirklich sinkt der von sechsunddreißigstündigem Ritt ermüdete Mann erschöpft auf seinen Strohsack und ist gegen seinen Bruder weich wie ein Kind, — am nächsten Morgen aber schon haben wir ein klassisches köstliches Handbillet deselben Königs an seinen löwenkühnen Schlachtgenossen Moritz von Dessau. Die Majestät glaubte wohl, sie müsse den armen Prinzen aufrichten und schrieb ihm also:

„Das Herz ist mir zerrissen, alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der 1.ten Gelegenheit Suchen diese Scharte auszuweken — adieu, grüßen Sie alle officirs von Meinetwegen.“

Ja, der König trug sich sofort wieder mit Angriffsplänen. Er wollte sich mit dem Marschall Keith, der links der Moldau auf Budin marschierte, dort vereinigen und eine neue Schlacht wagen. Aber Keith hatte das feste Lager von Budin vorzeitig aufgegeben, und die Vereinigung seines Heerkörpers mit dem des Königs konnte erst in Leitmeritz erfolgen.

Am selben Tage, an welchem Friedrich in Leitmeritz anlangte und seine Vereinigung mit Keith herbeiführte, verloren zwei Meilen davon, im Engpaß von Wellemin, jene beiden Männer ihr Leben, die so verhängnisvoll auf die Schlacht von Kolin eingewirkt hatten, Manstein und Varenne.

Manstein, der bei Kolin selbst schwer verwundet war, hatte auf dem Rückzug die Deckung eines Verwundetentransportes nach Dresden übernommen, und ihm hatte sich der Flügeladjutant von Varenne mit



eben dahin bestimmten Depeschen des Königs angeschlossen.

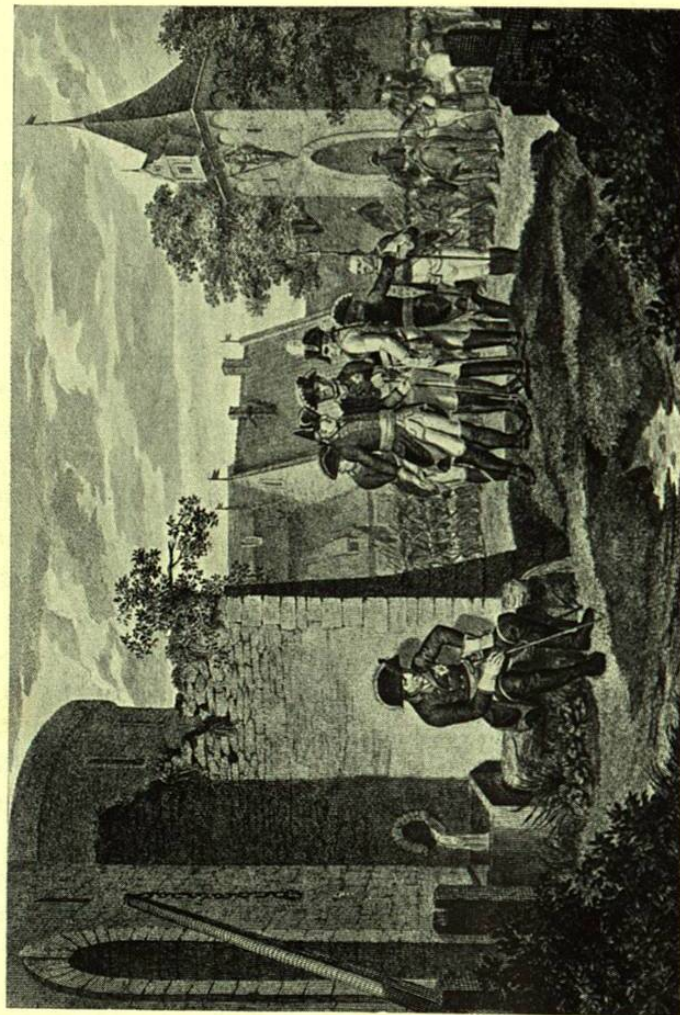
Aber schon schwärmte in jener Gegend der flinke Laudon mit seinen flinken Kroaten umher.

Plötzlich sah sich der preussische Transport, der nur hundert Mann Bedeckung, noch dazu ehemalige sächsische unzuverlässige Leute, bei sich hatte, von einem stark überlegenen Kroatentrupp angegriffen. Die Sachsen schossen schlecht und schrieten, ihre Gewehr umgekehrt haltend, bald um Pardon.

Der wütende Manstein aber sprang trotz seiner schweren Verwundung aus dem Wagen, griff zum Degen und verteidigte sich wie ein Rasender, jeden Pardon ablehnend. Als sein Degen zerbrach, riß er einem Panduren das Gewehr aus der Hand und stieß zwei Angreifer mit dem Bajonett nieder. Dann sank der unbeugsame Mann selbst unter den Stößen der erbitterten Kroaten und sühnte so seine Schuld von Kolin mit dem Tode. Dem Flügeladjudanten war es noch gelungen, die wichtigen Papiere zu vernichten; er starb einige Tage später, ebenfalls auf den Tod verwundet, in der Gefangenschaft.

Kaum hatte der König sich von dem schweren Verlust der Kolinser Schlacht aufgerichtet und mit hellen spähenden Königsaugen nach neuen Gelegenheiten, die Scharte auszuwehen, ausgeschaut, als ein neuer Schlag sein tiefes Innenleben schwer erschütterte und seine Blicke von neuem umflorte: der Tod seiner heiß geliebten Mutter.

Am 28. Juni war in Berlin die Königin-Mutter im



Aus Rehmisch, Leuten.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große am Abend nach der Schlacht von Kolin 18. Juni 1757.

Nach einer Zeichnung von H. Dähling gezeichnet von Arnold.



Schlosse Monbijou gestorben. Die Prager Siegesbotschaft hatte der Sohn ihr damals vom Schlachtfelde von Prag noch in den stolzen Worten mitgeteilt: „Die Oesterreicher sind zerstreut wie die Spreu im Winde.“ Hatte auch die Unglücksbotschaft von Kolin ihre Sterbestunde noch verdüstert? Man weiß es nicht. Sie starb, einundsiebzig Jahre alt, vermutlich an der Grippe, wenigstens ist in den Berichten der Zeit von einem bösen Husten die Rede, der sich nicht bessern wollte.

Die Trauerkunde traf den König unsäglich schwer, traf ihn unvorbereitet. Wohl hatte der getreue Eichel ihm zunächst nur die Familienbriefe mit rotem Siegel vorgelegt, aber gerade unter diesen fand sich einer, der schon die Todesnachricht enthielt. Das Verhältnis des Königs zu seiner Mutter war stets innig und schön. Bei ihr hatte er in den schwersten Jahren seiner Jugend, wo alles rings um ihn verdunkelt war, Verstehen und Liebe gefunden. Sie ahnte ihres Sohnes Größe und trat in edelmütiger Aufopferung für ihn ein, wenn die väterliche Majestät zürnend an diesem Sohn verzweifelte. Friedrich Wilhelms des Ersten „Fiechen“ hatte keine glücklichen Ehejahre gehabt. Die gewaltige erdrückende Willenskraft, die in ihrem Ehemann und König wohnte, lastete schwer auf ihr und ihren Kindern, und besonders gerade das Verhältnis ihres Lieblingssohnes zum Vater hat dem Mutterherzen die allerschwersten Stunden bereitet.

Später haben Mutter und Sohn allerdings wohl wehmütig erkannt, was er eigentlich war und wollte, dieser Vater, dieser König, dieser grundehrliche prächtige Mann,



an dessen geschichtlicher Gestalt niemand vorbeigehen sollte, ohne tief den Hut zu ziehen.

Die milderen Sitten zugeneigte Lebensauffassung des königlichen Sohnes hatten dann der Mutter in ihrem Witwenstande all den Glanz und die höfische Pracht, die sie unter dem sparsamen Regime des Gemahls schmerz- lich entbehrt hatte, reichlich gespendet.

Der treue Eichel machte, wie so viele andere schwere Stunden, auch diese ersten Stunden des Schmerzes um die Mutter mit dem Könige durch. Er schreibt einige Tage später an den Minister Podewils:

„Die Betrübnis seiner königlichen Majestät ist ehe- gestern und gestern sehr groß und heftig gewesen, hat sich doch aber dadurch in etwas gemindert, da des Königs Majestät in Erwägung genommen, was Dieselbe in gegenwärtigen critischen Umständen Sich, Dero Staat und Armee und Dero höchst getreuen Unterthanen schuldig sind, wodurch dann, und durch die deshalb noth- wendig zu machenden Dispositiones, der Chagrin etwas unterbrochen worden, ob es gleich an sehr betäubten Moments und Intervalles nicht fehlet.“

In diesen Tagen des Kummers schloß sich Friedrich auch an den britischen Botschafter Mitchell eng an, ein Verhältnis, das sich lange Jahre hindurch erhalten hat, denn dieser Mitchell war ein fein empfindender, recht- schaffener, edler Mann, von Geburt ein Schotte und als solcher durch seine Charakteranlage deutschem Empfinden verwandt.

Dieser Mann begleitete des Königs Person durch

diesen ganzen schweren Krieg, bisweilen sogar bis in den Kugelregen hinein, und seine hinterlassenen Papiere ent- halten viele Züge aus Friedrichs Leben.

„Zwei Tage lang,“ berichtet Mitchell, „hielt der König kein Lever, nur die Prinzen speisten mit ihm. Gestern, den 3. Juli, ließ mich der König nachmittags rufen, es war das erstemal, daß er jemanden empfing, seit die Todesnachricht eingetroffen. Ich hatte die Ehre, mit ihm einige Stunden in seinem Kabinett zu verweilen. Ich muß Ew. Herrlichkeit gestehen, daß es mir sehr nahe ging, ihn so dem Schmerz nachhängen und sich den wärmsten kindlichen Gefühlen hingeben zu sehen. Er gedachte der vielen Verpflichtungen, die er gegen ihre verstorbene Majestät habe, was sie alles gelitten und wie edel sie es getragen habe, wieviel Gutes sie jedermann erzeigt, und daß sein einziger Trost nur der Gedanke sei, daß er sich bestrebt habe, ihr die letzten Jahre ange- nehm zu machen.“

Der König hatte mit dem Gesandten innerhalb der nächsten Wochen noch verschiedene Gespräche solch rein persönlicher Natur. Er schüttete dem trefflichen Schotten seine ganze Seele aus, bekannte, daß er den väterlichen Jorn oft gereizt habe, daß seine Mutter schwer unter seinem gespannten Verhältnis zum Vater gelitten habe, und daß so manches in seiner Jugenderziehung ver- fehlt sei. Diese Züge, die so rein menschlich sind, denn ein tiefer, rein menschlicher Kummer hat sie uns enthüllt, zeigen deutlich, wie weich es um Friedrichs Seele im Grunde bestellt war.

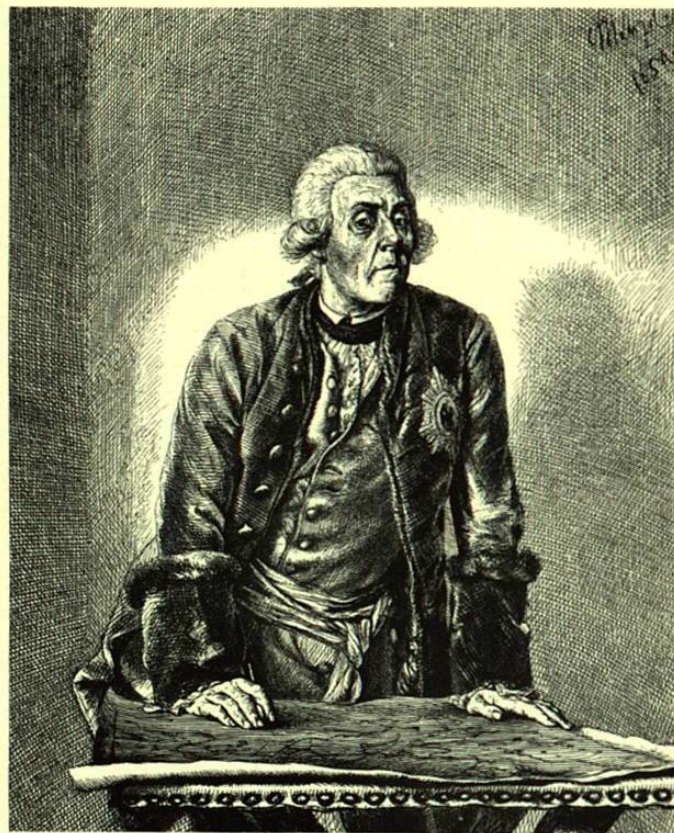


Was es diesen König gekostet hat, seinem weichen, empfindsamen, mitfühlenden Herzen, das er selbst nur zu gut kannte, die Unbeugsamkeit und Härte abzugewinnen, die des Lebens Notwendigkeit von ihm gebieterisch forderte, das mag Gott wissen.

Die Wahrheit des Satzes, den Jahrzehnte später der erste Napoleon prägte, „die Schwäche der höchsten Gewalt ist das schrecklichste Unglück der Völker,“ hat der große Preußenkönig schon deutlich erkannt.

„Betrachten Sie,“ schrieb er, ebenfalls bald nach dem Tode der geliebten Mutter, an Marquis d'Argens, „mich als eine Mauer, in die das Unglück seit zwei Jahren Bresche gelegt hat. Von allen Seiten dringt es auf mich ein. Häusliches Unglück, heimlicher Kummer, öffentliche Unglücksfälle, drohende Kalamitäten, die sich vorbereiten: das ist meine Nahrung, dennoch dürfen Sie nicht denken, daß ich mich unterkriegen lasse. Sollte selbst die Welt untergehen: ich würde mich unter ihren Trümmern begraben lassen mit demselben kalten Blute, mit dem ich Ihnen dies schreibe. Man muß sich in diesen verzweifelten Zeiten mit eisernen Eingeweiden und einem ehernen Herzen wappnen, um alle Empfindsamkeit zu verlieren.“

Die stählerne Härte des Königs war also keine solche des Charakters, sondern sie war diktiert von der Notwendigkeit und geschöpft aus philosophischer Selbstzucht. Allerdings wohnte auch gerade in diesem König ein außerordentlich stark entwickeltes Majestätsbewußtsein, vereint mit einer klaren Erkenntnis des eigenen Genies.



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand Leipzig.

Prinz Heinrich von Preußen.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.